

Briefe aus Transvaal

Autor(en): **Suter, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **8 (1900)**

Heft 13

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Unterzeichneten empfehlen dem Schweizervolke angelegentlich die Berücksichtigung der Bitte des kleinen Schweizervereins in Transvaal. In Leid und Freud, ob unser Vaterland heimgesucht werde durch verheerende Naturkräfte oder ob es seine Feste feiere, stets gedenken unsere Mitbürger in fremden Ländern werthtätig der Heimat. Möge die Heimat nun auch der fernem Brüder nicht vergessen, da unverschuldete Not sie zwingt, des Vaterlandes Hilfe anzurufen. Gedenket unseres Wahlspruchs: „Einer für alle, alle für einen.“

Im Juni 1900. (Folgen 29 Unterschriften angesehener schweizerischer Persönlichkeiten.)

Die Redaktion des „Roten Kreuzes“ ist gerne bereit, Gaben für die nothleidenden Schweizer in Südafrika entgegenzunehmen und ihrer Bestimmung gemäß an die schweiz. Volksbank, welche den Kassaverkehr übernommen hat, abzuliefern.

Briefe aus Transvaal.

Wakkerstrooimlager b. Brandfort (Oranje Freistaat), 29. April 1900.

An den Präsidenten des schweiz. Roten Kreuzes, Herrn Dr. Stähelin, Aarau.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wie Sie seinerzeit durch unser Telegramm erfahren haben, sind uns im Johannesburg Hospital zwei Stellen übergeben worden; ich bin vorläufig zur Front gegangen. Bald nach unserer Ankunft in Pretoria begaben wir uns mit dem holländischen Ambulancezuge nach Glencoe an die Front, fanden dort aber keine Beschäftigung. Dann waren de Montmollin und König eine Zeit lang bei den englischen Gefangenen im Lager zu Waterval (2 Std. zu Pferd von Pretoria), wo täglich ca. 200 Kranke zu behandeln waren. Es handelte sich da meist um dieselben Krankheiten: Typhus, Malaria, Dysenterie und um Mischformen. Wir hatten diese Stelle nur ad interim übernommen. Schon vor einiger Zeit sprach man in der medizinischen Kommission davon, uns das Johannesburg Hospital zu übergeben. Um die Sache zu betreiben und nicht einschlafen zu lassen, blieb ich in Pretoria und begab mich jeden Tag zur Kommission. Nach circa zehn Tagen erhielt ich dann den Bescheid, es können zwei von uns nach Johannesburg, einer solle an die Front zu General Grobler (der mit General de la Rey den schönen Rückzug aus der Kapkolonie ausgeführt hatte). Wir entschieden uns nun dahin, daß de Montmollin und König vorderhand das Spital übernehmen und ich an die Front ginge. Nach einiger Zeit werde ich dann mit König tauschen. Über die Verhältnisse im Spital werden Sie von meinen Kollegen Bericht erhalten. Das Krankenhaus ist ganz modern eingerichtet, zählt ungefähr 400 Betten, ist aber noch nicht vollständig besetzt. Die Verwundeten machen den kleinsten Teil der Kranken aus, wenigstens war es so, wie ich mich in Johannesburg befand. Überhaupt gibt es hier gegenwärtig nur wenig Verwundete, dafür allerdings eine viel größere Zahl innerer Krankheiten.

Ich mußte nun, um ins Feld zu ziehen, eine Ambulanz montieren. Eine ganze Woche hatte ich herumzulaufen, bis die Sache in Ordnung war. In Pretoria gibt es so viele Bureau und wird man von einem zum anderen geschickt, daß man beinahe zu keinem Ende kommt. Die Bureaustunden sind gegenwärtig 9—12 und 3—5. Um 5 Uhr werden auch wieder alle Läden geschlossen. Es blieben mir also täglich nur wenige Stunden zur Verfügung, um an meiner Ausrüstung zu arbeiten. — Endlich erhielt ich die nötigen Bons; unser Geld hätte zum Ankauf der nötigen Zugtiere und Wagen bei weitem nicht hingereicht. Bei meiner Arbeit wurde ich aufs freundlichste von Hrn. Dr. Theiler, Oberpferdearzt in Pretoria — einem Aargauer von Fric — unterstützt; derselbe stellte mir auch bereitwilligst einen seiner Assistenten, Herrn Meyer, der mich jetzt begleitet, zur Verfügung. Die Eltern dieses Herrn Meyer sind Aargauer, die Mutter von Mühlen. Vor 23 Jahren, wie Hr. Meyer erst vier Jahre zählte, wanderte die Familie nach der Kapkolonie aus und zog dann, als sie durch die Kinderpest den größten Teil ihrer Herden verlor, nach Pretoria hinauf. Herr Meyer spricht schweizerdeutsch wie ich, daneben auch burisch wie ein Bur, da er nun ja selber ein solcher ist, ferner fließend englisch und verschiedene Kaffersprachen. Ohne ihn wäre es mir kaum möglich, mit den Kaffern zu verkehren. — In der Burensprache habe ich nun soviel Fortschritte gemacht, daß ich ziemlich alles verstehe. Ich selbst gebe dann ein Mischmasch von schweizerdeutsch, holländisch, englisch und schriftdeutsch von mir, das zum meisten Teil auch verstanden wird. In komplizierten Fällen funktioniert Herr Meyer als Dolmetsch.

Meine Ausrüstung besteht aus: 1 Leiterwagen für die nötigen Kisten, mit 8 Mauleseln; 1 gedeckten Ambulanzwagen mit 4 Matragen, 4 Kisten, 10 Wolldecken, mit 4 Mauleseln; 3 Zelten für je 8 Mann, darunter ein von den Engländern bei Dundee zurügelassenes; 5 Kaffern zur Bedienung; einer ist mein Privatbedienter, ein anderer Koch, die übrigen besorgen Maulesel und Pferde. Ohne Kaffern kann man hier zu Lande gar nichts anfangen; wenn man ein Bon für Wagen und Gespann bekommt, sind die Kaffern selbstverständlich inbegriffen; endlich 4 Reitpferden, für mich, meine zwei Begleiter und meinen Bedienten.

Mein zweiter Begleiter ist ein Herr Stöhr, Badenser, schon vier Jahre hier im Lande, der den ganzen Feldzug in Natal als Freiwilliger mitgemacht hat.

Mit Kaffern passierte mir in Pretoria eine unliebsame Geschichte. Vom Feldkornett waren mir 4 Schwarze zugeteilt worden. Dieselben waren, wie man hier etwas euphemistisch sagt, 'kommandiert' worden. Sie werden einfach aufgeboden und müssen ohne Bezahlung Dienst thun, sei es als Diener, als Treiber, als Pionierarbeiter oder dergleichen. Die meinigen nun waren ganz wilde Kaffern, direkt aus dem Kraal 'kommandiert', sprachen weder holländisch noch englisch und zeigten sich überhaupt äußerst ungelehrig. Ich war nicht gerade in der besten Laune; mit diesen Leuten konnte ich unmöglich fort. Es gehört zu dem Schwierigsten, auf schlechten Wegen mit großen Maulselgespannen zu fahren, und diese Schwarzen hatten sich noch nie mit solchen Tieren abgegeben. Glücklicherweise liefen mir nun nach zwei Tagen drei dieser Kerle weg; dem vierten, der an einem scheußlichen Ausschlage litt, gab ich den Laufpaß. Wenn einer der drei Flüchtlinge erwischt wird, kriegt er 25 Peitschenhiebe und 3 Monate Loch. Vom Sekretär des Feldkornetts in Johannesburg ließ ich mir nun 4 neue Kaffern kommandieren, die mir Herr Stöhr fein säuberlich in Eisenbahncoupé eingeschlossen nach Kroonstadt brachte. In Kroonstadt bekam ich dann zufällig noch einen fünften, der, glaube ich, seinem Herrn davongelaufen war und freiwillig mit uns kam. Kleinboh, David, Jan, Tom und Charly heißen diese Schwarzen, mit denen ich nun recht zufrieden bin.

Von der medizinischen Kommission in Pretoria hatte ich einen Brief an den Chef des Ambulancedienstes des Freistaates in Kroonstadt mitbekommen. In Pretoria hatte ich die Ordres erhalten, mich zu General Grobler zu begeben. Wie ich mich nun in Kroonstadt vorstelle, sagt mir der Chef, General Grobler sei nach Transvaal zurück und hätte beinahe sein ganzes Kommando mitgenommen; ich müsse hier (in Kroonstadt) ein paar Tage warten. Ich blieb 5 Tage hier und vervollständigte meine Ausrüstung; dann rief man mir, nach Brandfort zu General de la Rey zu gehen, der mir die nötigen Weisungen geben werde. Ich packte zusammen und fuhr mit der Eisenbahn bis nach Smaldeel. Die Züge fahren nur bis dahin. Zwischen Smaldeel und Brandfort sind die Brücken gesprengt.

Anderentags kamen wir erst nachmittags fort, konnten Brandfort (ca. 6 Stunden zu Pferd) mit unseren beiden Wagen nicht mehr erreichen und schlugen mitten in einer weiten Ebene unser Lager auf.

Das Wasser ist hier sehr spärlich und sehr schlecht. Ich halte deshalb immer darauf, daß im Ambulanzwagen mehrere Flaschen mit Thee aufgehängt werden. An diesem Abend z. B. hielten wir neben einem Wassertümpel. Ich dachte, ein Fußbad könnte nichts schaden, ging hin, fand die Pfüge aber so schmutzig, daß ich lange zauderte, bis ich mich hineinwagte. Das Ufer war vom Vieh und von Pferden zertreten, so daß ich weit bis über die Knöchel einsank. Das Wasser war eine dicke Lehmbrühe im Schlamm. Wie erstaunte ich aber, als ich auf einmal hinter mir eine Stimme vernahm, die mir zurief, ich solle doch gefälligst meine Füße nicht im einzigen Trinkwasser baden!...

Holz ist in dieser Gegend auch ein seltener Artikel. Wir feuern meist mit trockenem Mist und kleinem Dornestrüpp. In der Nähe unseres Lagers befand sich eine verlassene Farm. Man muß sich darunter nicht etwa ein Bauernhaus in unserem Stile vorstellen: es war eine zerfallene Lehmhütte; alles, was Holz glich, war bereits herausgerissen, selbst die Fenstereinfassungen. An zwei Thüren entdeckten die Kaffern noch die Schwellen; sie konnten damit dem Mistfeuer zu etwas besserem Glanze verhelfen. — Ich bin sehr froh, die zwei Acetylenlampen mitgenommen zu haben. Petroleum ist gegenwärtig bei einem verrückten Preise angelangt und dazu schwer zu transportieren. Kerzen sind hier auch sehr teuer, aus sehr schlechtem Material verfertigt, so daß sie bei etwas warmer Temperatur ihr Haupt betrübt zur Erde neigen. Die zwei Lampen aber geben uns ein sehr schönes ruhiges Licht und ihre Besorgung ist nicht sehr umständlich.

Am folgenden Tage erreichten wir Brandfort. Gleich nachmittags meldete ich mich bei General de la Rey, der mir sagte, General Grobler komme in wenigen Tagen zurück; einstweilen solle ich das Watterstroom-Kommando übernehmen (circa eine Stunde zu Pferd südlich von Brandfort). Tags darauf stellte ich mich beim Kommandanten der Watterstroomer vor, einem älteren, bedächtigen Buren, der mich herzlich willkommen hieß und mich sofort zu ein paar Kranken führte. Dieses Kommando war seit einiger Zeit ohne Arzt, da derselbe selbst, ich glaube an Dysenterie, erkrankt war. Das Kommando zählt ca. 800 Mann, besteht aus drei Lagern (Wyf I, Wyf II und Wyf III) mit je einem Feldkornett. Etwa 1000 Meter vom Lager entfernt, in der Nähe von zwei schönen Trauerweiden (die Bäume sind hier sehr spärlich und diese Weiden natürlich angepflanzt), schlugen wir unsere Zelte auf. In einem dieser Zelte habe ich ein Schreibzimmer eingerichtet, in einem anderen schlafen meine Begleiter, das dritte ist für Verwundete reserviert. Ich schlafe im Ambulanzwagen und die Kaffern unter den Fuhrwerken. Tagsüber haben wir recht warm, so wie bei uns an einem warmen Sommertage. Regen gibt es hier im Winter beinahe keinen. Nachts jedoch ist es recht empfindlich kalt und morgens legt schon hie und da alles mit Reif bedeckt. Der Reif ist auch die Ursache davon, daß es hier so wenig Bäume gibt. Ein Bauer sagte mir, er hätte schon Tausende angepflanzt, in den kalten Winternächten aber erfrieren meist alle kleinen Bäume.

Was meine medizinische Ausrüstung anbetrifft, so habe ich mitgenommen: Kiste I, Instrumente. Zu einer allenfalls dringenden Operation ist mein Handbesteck unzureichend. Meine Kollegen in Johannesburg haben alle möglichen Instrumente im Spital und benötigten nichts. Kiste III, Arztkiste; Kiste XIV, Werkzeuge; Kiste X, Maggi und Chokolade; Kiste XVIII, Gipsbinden; dieselben haben sich schon in ein paar Fällen erprobt; ich zeigte sie letzthin einem Kollegen aus Kapstadt, dem sie so gefielen, daß er auch bestellen will. Kiste VII, Verbandzeug. Kiste 35, Acetylenlampen. Kiste 34, Nahrungsmittel (Geschenk der Genfer Damen). Die Maggirollen und der Kaffeeextrakt hat uns schon einige Male aus der Not geholfen. 4 Kisten Milch, die hier von größtem Nutzen ist, da man beinahe gar keine frische Milch bekommen kann. Kiste 31, Apotheke. — Die verlöteten Arzneimittellisten kamen mit gut konserviertem Inhalte an. Bei der einen war das Blech zerfressen, der Inhalt hatte aber keinen Schaden gelitten. Aus dieser Kiste machte ich mir in meinem Handkoffer eine kleine Hausapotheke zurecht. Hier zeigte sich mir der Nachteil, daß die Behälter aus Karton verfertigt sind und so natürlich beim Aus- und Einpacken Schaden leiden müssen und auch schon ziemlich gelitten haben. Am besten wäre es gewesen, wir hätten ein Exemplar des neuen, zweiteiligen Sanitätstornisters mitgenommen (A und B), die man allenfalls aufs Pferd hätte laden können. So muß, wenn ich zum Lager hinaufreite, mein Kaffer das Handkofferli vor sich aufs Pferd nehmen und kann natürlich nur im Schritt reiten. Auch die Ausrüstung eines berittenen Krankenwärters wäre gut zu gebrauchen gewesen. — In Johannesburg zeigte mir ein deutscher Kollege einen sehr praktischen englischen Sanitätskoffer, der, glaube ich, auch bei Dundee von den Engländern zurückgelassen worden war. Aus behaartem, starkem Leder gearbeitet, wasserdicht, zweiteilig, kann er gut auf ein Maultier geladen werden. Geöffnet wird er von den Seiten, so daß man, ohne abzuladen, den ganzen Koffer auspacken kann.

Daß alle Medikamente in Tablettenform gebracht werden, ist natürlich von großem Vorteil; daß aber die meisten Tabletten die gleiche Form haben und beinahe alle weiß sind, ist ein kleiner Nachteil. Die Buren sind in dieser Beziehung große Kinder; jeder erzählt natürlich dem andern, was er vom fremden Schweizerdoktor erhalten habe. Die meisten kriegen nun eben weiße Tabletten und es will den Leuten nicht recht in den Kopf, daß es ganz verschiedene Substanzen sind. Das nächste Mal würde ich die Tabletten mit allen Farben des Regenbogens färben.

Im allgemeinen habe ich hier beim Kommando keine besonders interessanten Krankheiten zu behandeln. Die Leute leiden, wie bei uns, an Kopf-, Bauch-, Hals- und anderem Weh, an Rheumatismus u. s. w.; hie und da kommt ein Fall von Dysenterie, daneben ziehe ich wacker Zähne und mache hie und da kleinere Operationen. Letzthin kam ein alter Bur zu mir, Namens Botha. Er hatte über einem Auge ein ziemlich großes Atherom, das ihm das Sehen sehr erschwerte. Ich entfernte ihm die Geschwulst; seither ist des Lobes kein Ende und jeder will sich wegen irgend eines Übels behandeln lassen.

Seit den großen Viehsenchen ist das Rindvieh hier unten etwas rar geworden. Wir

müssen ziemlich viel Schaffleisch essen. Man gibt uns jeweilen ein ganzes Schaf, das von uns und den Kaffern in unglaublich kurzer Zeit aufgeessen, resp. aufgefressen wird. Jetzt bekommen wir auch schönes Ochsenfleisch; man gibt uns jeweilen ein ganzes Viertel auf ein Mal; wir können also braten und kochen, so viel wir wollen. Was Fleischbrühe anbelangt, nehme ich es jetzt mit jeder europäischen Köchin auf. Ich stelle Ihnen mein Rezept zur Verfügung: man nehme 8—10 Pfund schönes Fleisch, dazu ein paar gute Markknochen und lasse die ganze Geschichte in einem Kochtopf von morgens 9 Uhr bis abends 6 Uhr über mäßigem Feuer kochen. Von Zeit zu Zeit gieße man etwas Wasser nach. Auf diese Weise wird die Brühe ziemlich kräftig.

Vom Kriege wissen wir hier sicher weniger, als Sie in Europa; wir erhalten hier fast keine Neuigkeiten. So erfuhren wir erst heute etwas von der Sprengung der Munitionsfabrik in Johannesburg. Unser Kommando liegt in prachtvollen Positionen südlich von Brandfort; sie können jedenfalls nicht so rasch genommen werden. — Von Ihren zwei letzten Sendungen habe ich gehört. Die Sodorkiste, sowie eines der großen Zelte hätte ich gerne bei mir; ich habe darum nach Pretoria an das Rote Kreuz telegraphiert.

* * *

Am 30. April 1900.

Heute früh, wie Herr Meyer eben anspannen lassen will, um nach Brandfort zu fahren und dort Proviant zu holen, hören wir in nicht allzu großer Entfernung lebhaftes Maximgeschützfeuer. In unserem Lager wird es lebendig. Im Augenblick ist aufgefattet und das ganze Kommando reitet weg. Wir spannen natürlich sofort unseren Ambulanzwagen ein und reiten mit. In der Nacht hatten die Engländer einen Vorstoß gemacht und die Lanciers waren bis nahe an unser Lager gekommen, wurden aber vom Ermelo-Kommando aufgehalten. Unser Kommando kam auch ins Gefecht. Die Engländer wurden von unseren Maxim-Nordenfeld ins Kreuzfeuer genommen und zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Wir hatten nur 3 Verwundete. Von den Engländern wurden ca. 20 gefangen und mehrere verwundet, in unserer Nähe nur 2 getötet. Ich sah einmal ganz interessante Verletzungen. Ein englischer Offizier erhielt einen Kopfschuß von hinten; die Einschußöffnung war auf den ersten Anblick gar nicht zu sehen, namentlich da eine kolossale Wunde am linken Vorderhaupt die Aufmerksamkeit auf sich zog. Glücklicherweise untersuchte ich den Helm und fand hinten die Einschußstelle, die sich aber wieder vollständig geschlossen hatte; dann entdeckte ich auch die winzige Wunde im Hinterkopf. Die Kugel war an der Vorderwand des Helmes abgeprallt, hatte dieselbe nicht durchdrungen, jedoch etwas aufgerissen; sie war nicht mehr zu finden. Der Mann war an den rechten Extremitäten beinahe vollständig gelähmt; die Kugel muß also den oberen Teil der Centralwindung getroffen haben. Der Verwundete war vollständig bei Bewußtsein, aß und trank mit ziemlichem Appetit. Gegen Abend entwickelte sich dann noch eine Facialis und Hypoglossuslähmung. Ich nehme an, eine Blutung habe sich nach unten ausgebreitet. Heute Nacht schläft der Patient bei uns, morgen bringe ich ihn nach Brandfort. Ferner beherberge ich heute noch einen anderen englischen Offizier, dem das Pferd unter dem Leibe weggeschossen wurde und der sich beim Fallen eine Tibiafraktur zuzog, und endlich noch einen Buren, der auf dem Pferde sitzend eine Kugel durch die rechte Hand erhielt. Er fühlte nur einen Stoß und bemerkte die Verletzung erst, als er sein Gewehr anfassen wollte, und doch ist die Verletzung eine ziemlich schwere. Die Einschußöffnung ganz klein, in der Handfläche; die Ausschußwunde umfaßt beinahe den ganzen Handrücken und hat den Mittelhandknochen vollständig zersplittert. Wir haben nur 4 Matratzen und 10 Wolldecken bei uns und müssen heute drei Verwundete beherbergen. Sie können sich denken, daß wir selbst nicht zu warm haben werden.

Ein großer Fehler im hiesigen Sanitätsdienste ist der Mangel an einem regelrechten Rücktransport. Vom Kommandoarzte verlangt man, daß er beim Gefechte möglichst nahe dabei sei, und nachher soll er dann auch noch für die Rückbeförderung aufkommen. So muß ich morgen die drei Verwundeten mit meinem Wagen nach Brandfort bringen, sonst bleiben sie eben hier liegen.

Wie lange der Krieg noch dauere, werden Sie mich vielleicht fragen. Ja, das weiß der Himmel. Die Buren sind recht guten Mutes und haben auch gute Stellungen. Auf der andern Seite werden die Engländer natürlich auch nicht nachgeben. Für einige Zeit gibt es also für uns hier noch Beschäftigung genug.

Ich hoffe daß dieser Brief noch mit dem „Herzog“, der Delagoa am 7. Mai verlassen soll, wegkomme. Ich möchte Sie bitten, denselben auch meinen Eltern zu zeigen. Ich schreibe lieber an Sie, da Briefe an Privatpersonen viel leichter zurückbehalten werden. Von meinen Eltern habe ich bis jetzt seit meiner Abreise aus der Schweiz, also während beinahe 3 Monaten, nur einen einzigen Brief (vom 26. Februar) erhalten und bin doch sicher, daß man mir mehr geschrieben hat. Dies ist überhaupt außer den Briefen von Dr. Schenker und Dr. Sahli der einzige Brief, den ich bekommen habe. Von Bekannten, Verwandten und Freunden habe ich kein Lebenszeichen erhalten. An Sie haben wir für jedes Schiff der Deutsch-Ost-Afrika-Linie Briefe aufgegeben. Ganz am Anfang unserer Ankunft in Pretoria sandten wir Ihnen eine Anzahl Photographien, die mit dem „Kaiser“ wieder zurückgingen und die Sie schon bekommen haben müssen. Herr Kollmann, Sohn des Herrn Prof. Kollmann in Basel, wird Sie, wie er mir versprochen, besucht haben. Er hat den ganzen Feldzug in Natal mitgemacht.

Diesen Brief sende ich an das deutsche Konsulat in Pretoria und hoffe, daß derselbe durch die Güte des Herrn Ambrosat, Sekretär des k. deutschen Generalkonsulates, in Ihre Hände gelangen werde. — Daß hier alles viel teurer ist als bei uns, haben wir Ihnen schon geschrieben. Das kleinste Geldstück, das in Transvaal zirkuliert, ist ein Ticket (gleich 3 Pence). Für eine Zeitung, die bei uns 5 oder 10 Ct. kostet, bezahlt man hier 3 Pence. Während meines ganzen Aufenthaltes hier im Lande habe ich ein einziges Mal Geldstücke von geringerem Werte als 3 Pence gesehen; es waren dies 2 kupferne 1-Pennystücke, die Herr Kollege König, glaube ich, als Rarität aufgespart hat. Kaufen Sie auf der Post Briefmarken, so müssen sie wohl oder übel gleich für 3 Pence kaufen, obgleich ein Brief nur 1 Penny kostet, da Ihnen eben nicht gewechselt werden kann. Verschiedentlich ist es mir passiert, daß die kleinen Zeitungsverkäufer ein Six-Pencestück gar nicht wechseln konnten, weil sie keine Tickets hatten. — Das Dutzend Eier kostete bei meinem Weggange von Pretoria 6 Schilling (7 Fr. 50). In Kroonstadt bezahlten wir für eine Flasche Bier einmal 6, einmal 5 Schilling. Der billigste Wein kostete 10 Schilling die Flasche.

Petroleum, Kerzen, Seife, Zwiebeln und Zündhölzchen haben sehr hohe Preise erreicht. Gewisse Sachen, z. B. Käse, waren bei meiner Abreise von Pretoria in der ganzen Stadt nicht mehr aufzutreiben. Eine Tasse Kaffee kostet 6 Pence, für eine mittlere Cigarre bezahlt man dasselbe; will man etwas Besseres rauchen, muß man schon 1 Schilling auslegen.

Interessant ist es, zu beobachten, wie viel und was für Leute sich hier mit der internationalen Binde herumtreiben. Da gibt es verunglückte Medizinstudenten, gestrandete Zahn-techniker, unternehmungslustige Krankenwärter und eine Unmasse barmherziger Damen. — Letztlich kam in Pretoria die irisch-amerikanische Ambulanz an: 70 junge, feste Kerls, alle in Kaki, mit der internationalen Binde. Bald aber hatten die Leute die Binden abgelegt und aus der irisch-amerikanischen Ambulanz war eine irisch-amerikanische Brigade geworden, die sich gegenwärtig in unserer Nähe aufhält. —

Um noch einmal auf meine Ausrüstung zurückzukommen, muß ich anerkennen, daß die Regierung wirklich sehr zuvorkommend gewesen ist; das Material samt Pferden und Maul- eseln repräsentiert einen Wert von rund 13,000 Fr. Es wäre mir natürlich unmöglich gewesen, die Sachen selbst zu kaufen.

Wie ich heute hörte, hat der Arzt von General de la Rey, der immer mit dem Watterstroom-Kommando zusammen ist, aber direkt eine Ambulanz und 200 Mann unter sich hat, die Absicht wegzugehen. Er wird mir dann seine Ambulanz übergeben und ich erhalte einen Zuwachs von 1 schönen Ambulanzwagen, 6 Mauleseln und 2 Kaffern, so wie etwas Material, so daß ich dann über 3 Wagen, 18 Maulesel, 7 Kaffern und 5 Zelte verfügen werde.

Mit vielen Grüßen an Sie, meine Eltern und Geschwister verbleibe Ihr ergebener
Fritz Suter.

Schweiz. Centralverein vom Roten Kreuz.

Wir erhalten die Mitteilung, daß am 19. Juni die Generalversammlung der neugegründeten bernischen Rot-Kreuz-Sektion Oberaargau stattgefunden hat. Trotzdem die Mitgliederammlung noch nicht beendet ist, zählt der junge Verein doch schon 550